

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 246. **Bromberg, den 30. Oktober 1929.**

Das Haus am Mondfels

Roman von Arthur J. Rees.

„Es waren wirklich Diamanten?“ fragte Charles neugierig.

„Das will ich meinen. Er — Turold — erkannte das im Augenblick, da er eine der Flaschen entkorkte und einige Steine in seine Hand goß. Einige große, seltene Exemplare befanden sich in einer der Flaschen. Turold meinte, der Verstorbene müsse wohl in allen Teilen der Welt gegraben haben.“

„Wie kam es aber, daß er mit seinen Diamanten an jenem einsamen Ort bestattet wurde?“ fragte Charles verwundert.

„Er war Passagier und starb, als wir eben an der Insel vorbeikamen, und der Kapitän setzte seinen Ehrgeiz darein, ihm ein Landbegräbnis zu bereiten. Das aber hat mit der Angelegenheit nicht das geringste zu schaffen, — es liegt außerhalb dieser Geschichte.“

Die Teilung der Beute, berichtete Thalassa weiter, hatte im besten Einvernehmen begonnen. Bald aber entstand Streit zwischen Robert Turold und Remington. Sie vergaßen Thalassas Anwesenheit und stritten heftig über ihrer beiden Anteil an den Steinen. In diesem Drama wilder Gier schien Thalassa sich besser betragen zu haben als die beiden anderen, die durch Geburt und Erziehung über ihm standen. Er bat seine Gefährten, erst zu teilen, bis sie in zivilisiertem Land bestellte Sachverständige um den Wert der einzelnen Steine befragen konnten. Sie aber hörten nicht auf ihn, und da das Ganze ihm mißfiel, zog er sich zurück und sah nur, fern an einen Felsen gelehnt, nach den beiden, die, sich selbst überlassen, nur um so wilder stritten. Und dem Lauscher am Felsen wird bestätigt, was er vorher schon geahnt hatte: daß zwischen den beiden Männern Haß und Abneigung bestand, welche, für kurze Zeit begraben, nun mit einer Wildheit auferstanden, die erkennen ließ, wie hohl ihre vorübergehende Aussöhnung gewesen war. Es ging um ein Mädchen, ein Mädchen in England, in das sie beide verliebt gewesen waren. Thalassa erriet, daß Remington als begünstigter Freier die Heimat verließ. Er hatte, so bezeichnete es Thalassa, „Turold ausgestochen“.

„Fauchend, mit gefletschten Zähnen drangen sie aufeinander ein“, fuhr Thalassa fort, „sortierten wortlos die kleinen Steine und stritten, wenn es um größere ging. Zwei davon wurden beiseite gelegt, weil sie nicht handelseins werden konnten. Zuletzt lagen nur mehr diese beiden friedlich nebeneinander auf der Felskante.

„Ehe ich mich dessen versah, hatte Robert Turold sie in seine Flasche gesteckt. „Die beiden gehören Thalassa und mir“, rief er, „du hast deinen Teil, Remington“. Blitzschnell sprang Remington auf. „Einer davon ist mein“, schrie er ihn an. Auch Turold war aufgesprungen. „Nein“, sagte er mit bösem Lächeln. „Wir wollen ihn gegen das Mädchen setzen, das du mir nahmst, und wollen das einen gleichen Handel nennen. Was fragt ein glücklich Liebender nach Diamanten!“ „Verflucht!“ schrie der andere und schlug ihm die Faust ins Gesicht. Sie fielen beide zu Boden und rauften im Sand. Ich blieb, wo ich war, denn ich wollte mich vorerst nicht einmengen. Augenblicklich sah ich nur, daß Remington stärker war und daß er Turold übel mitspielte. Plötzlich schrie Turold auf: „Thalassa!“

Da lief ich hin, so rasch ich konnte, und im Laufen zog ich mein Messer. Sie rollten die sandige Küste hinab bis fast ans Meer, und das so rasch, daß ich vorerst nichts wahrnahm. Ich konnte nur hören, daß einer von ihnen röchelte, als wäre er am Ende, und ich vermutete, das sei Turold. Dann sah ich Remingtons Gesicht zu oberst, und ehe es wieder nach unten kam, stach ich kräftig in seinen Hals, den ich weiß im Mondlicht leuchten sah. Warm sprang sein Blut mir auf die Hand, und er überschlug sich so schnell, daß ich meinte, ich hätte ihn getötet. Doch als ich mich über ihn neigte, war er blitzschnell auf den Beinen und strebte den steilen Strand hinauf. Auch Turold war aufgesprungen. Er atmete schwer. „Ihm nach — rasch!“ rief er mir zu, und sein Antlitz war schwarz vor Wut. „Er hat die Diamanten“.

Ich verfolgte ihn den Strand hinauf, doch er hörte mich kommen, und er hatte Angst vor mir. Er flüchtete in die Felswildnis hinein, und ab und zu, wenn er sich wandte, sah ich das Blut auf seinem blassen Gesicht. So stieg er höher und höher und ich ihm nach, Turold aber stand unten und stierte auf uns beide.

So schnell ich war, ich konnte ihn nicht erreichen. Er hielt sich wohl für verloren, wenn ich ihn fing. Ich hatte einen Vorteil, — kannte die Insel, die ihm fremd war. Der Weg, den er nahm, führte nach dem Gipfel, dorthin, wo der Krater von felsigem Wall umgeben war. Doch vorher, am Wege, lag eine breite Schlucht, die weiß Gott wie tief hinabfiel, und man glaubte, es habe sich ehedem ein anderer Vulkan hier befunden. Die Schlucht wurde durch einen ganz schmalen Rücken in die Hälfte geteilt, und der Weg, den Remington lief, führte unausweichlich hin. Er mußte, wenn er die Schlucht erreichte, entweder den schwindelnden Grat überschreiten oder sich wenden und in meine Hände fallen.

Er war mir weit voraus, als er hingelangte, doch er zauderte nicht. Nur eben einen Blick warf er mir zurück, dann begann er jenen Grat zu überschreiten. Ich sah zu, wie er gleich einem Seiltänzer höher und höher klomm, denn nach der anderen Seite zu ging es steil in die Höhe. Plötzlich hörte ich von unten her einen Schrei und sah hinab. Dort stand Turold und bedeutete mir, aus dem Wege zu gehen. Er hatte aus dem Boot ein Gewehr geholt, das wir mit uns führten, und legte auf Remington an. Das nächste, was ich sah, war, daß Remington sich wandte und in meiner Richtung zurückkam, da er offenbar erkannt hatte, daß er geradenwegs dem Krater zustrebte. Da krachte der Schuß. Remington mußte arg getroffen worden sein, denn er stürzte Kopf voran ab. Ich kletterte zu Turold hinunter. Sein Gesicht war wutverzerrt. „Der verwünschte Schurke“, sagte er, und dann: „Hast du die Dia-

manten?" „Wie könnte ich sie haben, da ich ihn nicht fing?" gab ich zurück. „Dann wollen wir sie am Morgen bei seiner Leiche holen", sagte er leise. „Das wirst du nie", sagte ich. Wütend fragte er mich nach dem Grunde dieser Antwort. „Weil er, auf welche Seite immer er abfiel, vor uns sicher ist", belehrte ich ihn. „Auf der einen egähnt ein Abgrund, dessen Tiefe Menschenauge nie durchmaß, auf der anderen aber liegt ein übelriechender grüner Schwefelsee. Da du ihn erschossest, befördertest du ihn entweder in das eine oder in den anderen und kannst ihm und den Diamanten für immer Lebewohl sagen." Er schrie auf, als er das hörte. Dann wies er nach dem Weg und bat, zurückzugehen und Ausschau zu halten. Ich ging nochmals bis an den Grat. Doch von Remington war nichts zu sehen, wie ich es vorausgesagt hatte. So kehrte ich um, doch als ich zu Robert Turold hinunterklomm, sah ich zu seinen Füßen etwas im dunklen Sande schimmern, und als ich bei ihm anlangte, hob ich die Flasche mit den Diamanten auf, die Remington offenbar während des Ringens fortgeworfen hatte. Ich gab sie Turold. Dann drängte ich, die Insel zu verlassen. Wir kehrten nach dem Schiff zurück und stachen in See."

Jäh brach Thalassa ab, wie um seinem Zuhörer jene überstürzte Rückfahrt auf dunkel rauschendem Meer im blutroten Mondlicht bildhaft vor Augen zu führen.

„Fuhrt ihr nach Sidney?" fragte Charles, da der andere immer noch schwieg.

„Ja, — und nach England. Vor unserer Ankunft aber war Turold so weit, zu glauben, Remington sei durch einen Fehltritt abgestürzt und seine Kugel habe ihn verfehlt."

„Vielleicht mahnte ihn sein Gewissen! Weiter!"

„Es ist nicht viel mehr zu erzählen. Turold gab mir meinen Anteil an dem Geld und wir schieden. Er wollte es für mich anlegen, ich aber traute keiner Bank — ich nicht. Zwei Jahre brauchte ich, um es bei Spiel und Weibern zu vergeuden. Dann ging ich wieder zur See. Das währte ein weiteres Jahr. Dann war ich plötzlich in Frisco, von wo aus ich auf einem Viermaster Kap Horn umschiffte. Und als ich vom Meer genug hatte und überdies böser Rheumatismus mich quälte, faßte ich den Entschluß, Turold aufzuspüren. Es dauerte eine Zeit, bis ich ihn fand. Anfangs schien dies Wiedersehen ihn nicht sonderlich zu freuen, doch er sagte, ich könne bleiben. bis er Zeit fände, nachzudenken, was er für mich tun könne. So begann es. Wir schieden nie wieder, er und ich, ehe man ihn nicht mit den Füßen voran aus dem Hause trug. Wir gewöhnten uns aneinander, er bezahlte mich, und ich sparte ihm Mühe, Kummer und Auslagen. Verheiratet war er auch mit einem schüchternen kleinen Ding, das in zitternder Furcht vor ihm lebte. Ich selbst heiratete eine ihrer Dienerinnen. Turold wollte es, und mir war es gleichgültig. Ich blieb — und gemeinsam zogen wir von Ort zu Ort."

„Wen hatte mein Onkel geheiratet?" fragte Charles.

„Sie werden es erraten. Das Mädchen war es, bei dem der andere ihn ausgestochen hatte. Sie war ein recht schüchternes Ding, und mir war nie klar, weshalb die beiden so hinter ihr her gewesen waren."

„Und glauben Sie, daß nach all dieser Zeit Remington noch am Leben ist?" fragte Charles. „Vermuten Sie, daß er meinen Onkel ermordete?"

„Kann sein. Kann auch nicht sein. Am Abend, da er umgebracht wurde, befand er sich in schrecklicher Erregung. Wütend läutete er, bis ich in sein Zimmer kam, und da schwur er, er habe eben zuvor Remingtons Schritte in den Felsen um Flint House gehört ,genau so, wie er sie in jener Nacht in den Felsen jener Insel gehört hatte. Damals glaubte ich nicht daran, heute aber bin ich nicht mehr so sicher. Kam er zurück, um Turold zu töten, so wartet er bestimmt hier irgendwo im Verborgenen, um auch mich zu überfallen. Ich halte meine Augen offen, bin meilenweit die Küste nach ihm abgegangen. Er wird mich nicht unvorbereitet finden wie Turold."

Seine Blicke glitten forschend die Klippen entlang.

„Sie dürften ihn kaum wiedererkennen, wenn Sie ihm begegnen. Es sind dreißig Jahre her, daß Sie ihn sahen. Und in dreißig Jahren ändert sich ein Menschengesicht."

„Wohl wahr, daran hatte ich nicht gedacht." Thalassa sah verstört darein.

„Da ich nun um die Sache weiß, tun Sie wohl besser, alles Weitere mir zu überlassen, statt mit Ihrem Messer auf die Suche zu gehen."

„Was wollen Sie tun?"

„Ich muß Ihre Geschichte in Scottland Yard erzählen. Es ist die einzige Möglichkeit."

„Und mir Unannehmlichkeiten bereiten?"

„Dafür besteht nicht viel Gefahr. Im Notfall müssen Sie das um Sisilys willen tragen."

Thalassa entgegnete nichts. Von seinem Sitz auf rauhem Felsgrund aus sah er nachdenklichen Blickes Charles den schmalen Pfad emporsteigen.

29. Kapitel.

Barrant kehrte nach London zurück. Und zwar in der Verfassung eines Menschen, der zusehen muß, wie alles, was er mühsam aufgebaut hatte, durch unerwartete Ereignisse in einen Schmelztiegel gerät. Der Gedanke beschämte ihn, daß ein zweiter Fisch seinen Händen entglitten war, ehe er gemerkt hatte, daß er anbeißen wollte. Er hatte nie im entferntesten Charles Turold mit dem Mord in Verbindung gebracht, ehe Herr Brimsdown ihm die Erzählung der Frau Brierly weitergab. Dann allerdings war er sofort zur Tat geschritten, doch wieder einmal war er zu spät gekommen.

Austin Turold wäre erleichtert gewesen, hätte er gewußt, wie wenig seine Teilnahme an den Ereignissen jener Nacht Barrant während ihrer letzten Unterredung beschäftigte. Austin machte dem Detektiv den Eindruck eines Vaters, der absichtlich, um seinen Sohn zu schützen, die Macht seiner Autorität vergaß. Das war wohl ein Verstoß gegen das Gesetz, in Austins Fall aber konnte darüber hinweggegangen werden. Durch seines Bruders Tod war Austin Turold zu Ansehen und Besitz gelangt. Sein Reichtum hinderte ihn, gleich seinem Sohne zu verschwinden. Er war zu finden, wenn er gebraucht wurde. Hauptsache war, des Sohnes habhaft zu werden oder des Mädchens — oder beider. Zu diesem Zwecke fuhr Barrant nach London zurück.

(Fortsetzung folgt.)

„Hallo, Jean Richard!"

Skizze von Paul Burg.

Anno 1679 zu La Sagne in der Neuenburger Schweiz. Entlegene Zeiten, die uns wie Märchen dünken:

In düsterer Werkstatt zwischen Hämmern, Feilen und Bohrern schlossert ein dunkellockiger Bub und freut sich auf den Feierabend. Er schielt nach dem zerbeulten Räderwerke einer plumpen eisernen Wanduhr, die ein Bergbauer aus La Chaux de Fond herein trug. Im Winkel mußte sie versteckt werden, weil der Vater das Uhrmachern nicht liebt . . . das sei Sache der Uhrenleute in La Chaux de Fond, ein Schlosserbub solle schlossern.

Fliegt die Tür auf und stößt im wirbelnden Wind den dicken Peter herein; er handelt Pferde und ist viel auf weiten Reisen. „Hallo, Jean Richard, du mußt hier helfen. Hab' in London was Besondres gekauft und will's zu Hause zeigen. Da geht das Ding nicht mal, dieser Schund." Er zieht eine zierliche Sackuhr aus der Tasche.

„Ah . . . das ist . . .!"

„Ein Nürnbergisch Ei heißen sie's, Schund ist's."

„Das ist kein Schund", lobte der Bub mit gierigem Blick die Uhr.

„Schon wieder so ein Teufelszeug!" grollte der alte Richard, eintretend, von der Tür her. „Tut das weg, Peter, und verführt mir meinen Jungen nicht damit!"

„Ah bah!" macht der Pferdehändler verächtlich.

„Da — seht doch seine Augen! Ich möchte gleich die Muttergottes wieder bitten, daß sie die Verführung von dem Jungen wegtut", greint der Alte.

Aber der Händler legt dem Buben die Hand auf die Schulter. „Willst du dies widerspenstige Ei wieder in Ordnung bringen, Junge? Du kannst's; hast doch schon manche eiserne Uhr wieder in Gang gesetzt."

„Wenn ich's dürfte?" Jean Richard steht mit gefalteten

Händen und blickte sehnsüchtig auf die Uhr und bittend auf den Vater.

„Nein! Ich verbiet's; er verlottert sein Schlossern und verdirbt euch obendrein das teure Stück noch vollends."

„Wenn's darum ist — von mir soll er nicht mal einen Vorwurf hören, wenn's mißlingt. Seht doch, wie euerm Buben die Augen vor Verlangen brennen und die Finger zittern. Ich hab' Vertrauen in sein Geschick, Alter."

„Aber ich bezahle nicht, was er zerbricht."

„Nein, nein! Gebt euch endlich zufrieden! Hier hast du die Uhr, über vier Wochen bin ich wieder da."

Wie ein Heiligtum trägt sie der Bub zum Tische. Der Alte schärft ihm ein, immer nur nach Feierabend und stets hinter verschlossenen Türen an dem Teufelsding zu arbeiten. Er selber wolle stets auf der Schwelle Wache halten.

Nun lebt der junge Richard eine selige Zeit, nimmt Peter Henleins köstliches Uhrwerk auseinander, um zu sehen, wo der Fehler steckt, und studiert jedes Stück, jeden Teil, wie sie ineinander greifen. Und eines Nachts geht ihm der Sinn des Mechanismus auf. „Ich hab's gefunden!" ruft er jubelnd aus und weckt den Alten, der draußen auf der Schwelle hat wachen wollen.

„Vater, ich mache auch so eine Uhr — wenn ich nur wüßte, womit! Die Werkzeuge dazu muß ich mir alle selber anfertigen. Das wird wohl ein Jahr Arbeit kosten, Vater. Aber dann sollen die Neuenburger und Genfer, alle Schweizer, getrost ihre Tourbillons bei Jean Richard kaufen und nicht in London oder Nürnberg. Vater, ich nehme Lehrlinge und Gesellen; Jean Richard hat eine Fabrik . . . das Dorf wird reich."

„Bist vorerst bloß ein Schlosserlehrling von fünfzehn Jahren", dämpft der grämliche Alte solche Begeisterung. Aber er kann sie nicht ersticken; der Junge baut Peters Uhr wieder zusammen, nachdem er sie in allen Teilen Stück für Stück abgepaust hat.

Sie geht! Der Pferdehändler strahlt und gibt ihm einen Louisdor. Damit wandert der Schlosserlehrling nach Neufchatel und fährt zu Schiff und Wagen nach Genf, sieht sich in den Läden und Werkstätten um, wie man Räder, Zäpfchen, Schwingel, Schalen macht, das Ganze graviert und vergoldet. Es gebe eine Maschine, welche Räder so fein zahnt, wie man es haben will, erfährt er. Aber man weigert ihm den Zutritt. Wenigstens die fertigen Rädchen will er sehen. Das müssen ein Schneidrad und eine Platte mit Zahlen gemacht haben, erkennt er sofort und reist heim. Die Zahl der Zähne und die Gleichmäßigkeit der Zahnlücken! Das Endchen Darmseite zwischen Spindel und Federhäuschen ist das erste und leichteste — das letzte das Zifferblatt von Zinn, und dazwischen liegt ein ganzes Jahr harter Arbeit und angestrengten Nachdenkens — immer nur nach Feierabend, darauf hält der alte Richard.

Dann fängt der Junge an, sein Wunderwerk, die zolldicken Räder, zusammen zu passen, Stütze, Bodenscheibe, Schwingel. Es will sich so oft nicht fügen, daß ihm vor Anstrengung und Ärger Tränen über die Backen fließen und kein Brot, kein Käse mehr schmeckt.

Aber dann kommt ein Tag voller Sonne! Der liebe Wohltäter Peter tritt wieder peitschenknallend in die Werkstatt und ruft sein lustiges: „Hallo, Jean Richard! Was tut sich?"

„Das da!" Die erste Richardsche Schweizeruhr liegt vor dem verdutzten Händler.

„Ah, das ist ja . . .! Was kostet das Ding?"

„Hundert Franken für Sie — der billigste Preis. Anderthalb Jahre Arbeit!"

„Das zahle ich, Junge. Und ich bestelle gleich ein Dutzend neue — mach's Dutzend billiger! Und die Zunft soll dich endlich zum Gesellen, gleich zum Meister machen — diese Schlafmützen! Einen Lehrbuben habe ich für dich, das Jaköble Brandt bei mir neben an. Laß dem Alten die elende Schlosserei, fang dein Uhrengeschäft an! Hallo, Jean Richard! Heirate! Deinem Fenster gegenüber wohnt ein liebes Mädchen, das dich jede Nacht am Uhrentische sieht, bewundert — liebt. Das Fräulein bringt gutes Geld mit; du kannst dein Uhrengeschäft ohne Sorgen aufmachen. Ans Werk, Jean Richard!" —

Mit zwanzig Jahren siedelt Daniel Johann Richard nach Locle über. Mit fünf Söhnen fertigt er Uhren, Datumuhren, Repetierwerke an — Meisterwerke.

Am häuslichen Herd.

Heiteres von Jo Hanns Rösler.

„Du langweilst mich", gähnte die Frau.

„Wieso?" meinte da der Mann, „ich rede doch kein Wort."

*

„Ich möchte gern wissen, was meine Frau über mich wirklich denkt."

„Das kannst du leicht erfahren."

„Wie denn?"

„Setz dich mal auf ihren neuen Hut."

*

Die Huscheln hat Wäsche. Große Wäsche. —Sie wäscht den ganzen Tag. Schleppt Kohlen, schöpft Wasser, windet und würgt.

Huschel steht daneben. Hände in den Hosentaschen. Guckt zu.

„Kannst du denn deiner Frau nicht bei der Wäsche helfen?"

„Ich tue mehr als genug", brummt Huschel, „sie wäscht an der Wäsche höchstens zwei Tage, und ich muß sie dann sechs Wochen wieder schmutzig machen."

*

Männel ist verheiratet. Schwer verheiratet. Seit vierzehn Jahren.

„Sie lernen jetzt noch russisch, französisch und englisch, Männel?"

„Ich muß", meint Männel traurig, „ich muß. Mit einer Sprache allein werde ich mit meiner Frau nicht mehr fertig."

*

Schimm und Schamm haben geheiratet; vor einem halben Jahr. Treffen sich.

„Ach", schwärmt Schimm, „meine Frau ist ein himmlisches Wesen."

Schimpft Schamm: „Da hast du Glück gehabt. Meine lebt noch."

*

Pietsch kriegt Senge. Von der Pietschen. Mit der nackten Lamäng mitten ins Gesicht.

Plärrt Pietsch: „Das eine kann ich dir sagen: dazu habe ich damals von deinem Vater nicht deine Hand erbeten."

*

Männel hat heute früh gehustet. Böse gehustet. Männel bleibt im Bett und schwitzt. — Mittags tritt die Frau zu ihm: „Männel, sei nicht böse, aber dein Husten beunruhigt mich. Ich habe telephoniert, ohne dich zu fragen, und jetzt ist er da."

„Na schön. Dann laß den Arzt eintreten."

„Welchen Arzt? Der Lebensversicherungsagent ist draußen."

*

„Mann, du rauchst den ganzen Tag. Das ist ein Gift, das dich langsam tötet."

„Na und? Soll ich etwa Arsenik nehmen?"

*

Xerxesens führen eine glückliche Ehe.

„Wir sind in allem einig", erzählt Xerxes, „nur in einem war es schwierig: Meine Frau trinkt früh gern Tee und ich lieber Kaffee."

„Das ist doch nicht schlimm. Da trinkt Ihre Frau eben Tee, und Sie lassen sich Kaffee kochen."

„Das wäre zu teuer. Aber wir sind uns beide entgegen gekommen: es wird früh Tee gekocht, aber ich muß ihn nicht trinken."

Kiesel im Café.

Kiesel sitzt im Café Schneider.

„Ja", sagt er, „ich habe mir während meiner Kriegsgefangenschaft mancherlei nette Kunststücke angewöhnt."

„Können Sie uns da nicht mal was vormachen?" fragt sein Begleiter.

„Doch", sagt Kiesel, holt ein Fünfzigpfennigstück hervor, spielt ein bißchen damit, und plötzlich ist es verschwunden. Aus dem Ärmel holt er es dann wieder hervor.

Sehr geschickt gemacht, gar nicht schlecht gemacht.

„Mit einem Zwanzigmarkschein könnten Sie das aber nicht machen?" fragt Kiesels Begleiter.

„Mit einem Zwanzigmarkschein?" fragt Kiesel, ehrlich entrüstet, zurück. „Natürlich kann ich es auch mit einem Zwanzigmarkschein! Haben Sie mal einen zur Hand?"

„Nein, zufällig nicht", bedauert der Begleiter.

„Schade, schade", meint Kiesel. „Aber vielleicht hat einer der Herren zufällig einen solchen Schein?"

Und dabei sieht er die Herren am Nebentisch, die aufmerksam zugesehen haben, fragend an.

„Wenn Sie gestatten", sagt einer und lächelt, „so werde ich Ihnen gern einen Zwanzigmarkschein zu dem Kunststück zur Verfügung stellen!"

Kiesel nimmt den Schein, spielt ein bißchen damit — und plötzlich ist er verschwunden.

Blitzschnell hat ihn Kiesel zusammengefaltet und im Ärmel verschwinden lassen.

Er zeigt seine Hände.

Sie sind leer.

„Ausgezeichnet!" sagen die Herren am Nebentisch.

Dann klatscht Kiesel plötzlich in die Hände, öffnet sie wieder — und siehe da: der Zwanzigmarkschein ist auch wieder da.

Er gibt ihn dem Herrn am Nebentisch zurück.

Man lobt ihn sehr wegen seiner Kunstfertigkeit.

Leider kann sich Kiesel dieses Lob nicht länger anhören: er und sein Begleiter müssen leider zu einer geschäftlichen Besprechung fort.

Kiesel und sein Begleiter gehen, nachdem sie sich höflich von den Herren am Nebentisch verabschiedet haben.

Als aber fünf Minuten später die Herren vom Nebentisch auch gehen wollen und der eine mit einem Zwanzigmarkschein die Zeche bezahlen will, erhält er ihn vom Kellner zurück.

„Nanu?" fragt der Herr.

„Bedaure", erwidert der Kellner, „aber der Schein ist falsch . . .!"

Zur selben Zeit sitzen Kiesel und sein Begleiter im Café Central.

„Ich habe mir während meiner Kriegsgefangenschaft mancherlei nette Kunststückchen angewöhnt", sagt er, und beginnt mit einem Fünfzigpfennigstück zu spielen.

Kurt Miethke.



Bunte Chronik



* **Vom Motorradsport in Polen.** An den dieser Tage in Barcelona (Spanien) ausgefahrenen Motorrad-meisterschaften Europas startete als einziger Teilnehmer aus Polen der vom Motorradfahrerverbande entsandte Graf Albrecht von Alvensleben-Ostromecko. Obwohl er am Vortage der Rennen auf der Bahn infolge Unfalles starke Kontusionen erlitt und seine Maschine Beschädigungen davontrug, nahm er dennoch an den Konkurrenzen teil und errang in der Kategorie bis zu 500 ccm trotz starker Mitbewerberschaft den vierten Platz, dabei lediglich den Engländern unterliegend. Erster wurde nämlich Hunt (England) auf „Norton" in 3.65,14, Zweiter Walker (England) auf „Ruthe Witworth", Dritter Dodson (England), Vierter Graf von Alvensleben (Polen) auf „Norton" 3.27.41,4. Distanz 330 Kilometer. — Einen neuen polnischen Schnelligkeitsrekord im Motorradfahren stellte bei dem am letzten Sonntag in Oberschlesien stattgefundenen Rennen das Mitglied des Graudenzer Motorradfahrerklubs v. Wegner-Ostichau (Ostaszewo), Kr. Thorn, auf, indem er eine Stundengeschwindigkeit von 130 Kilometern erzielte.

●

* **Die Fischpumpe.** Auf einer Werft in Edgewater (New Jersey) geht ein seltsames Fahrzeug seiner Vollendung entgegen. Die ihm zu Grunde liegenden Gedanken wurden in Fachkreisen lange als Hirngespinste abgelehnt. Es hat geraume Zeit gedauert, bis die Erfinder Rubach und Galligen sich durchzusetzen vermochten und die nötigen Patente erhielten. Es handelt sich um ein Boot, da. dazu bestimmt ist, mittels einer besonders konstruierten Pumpe Fische aus der See zu holen und auf ein begleitendes Schiff zu befördern, wo die Tiere in großen Behältern lebend aufbewahrt werden. Damit entfällt der den bisherigen Fischereimethoden anhaftende Mangel, daß die in Netzen oder mit der Angel gefangenen Fische meist sterbend oder tot auf den Markt kommen. Es erscheint zunächst natürlich befremdend, daß man Fische aus dem Meere herauspumpen will. Aber es ist zu berücksichtigen, daß sich die meisten hier in Frage kommenden Arten in enggedrängten Schwärmen dicht unter der Wasseroberfläche fortbewegen, wo man ihnen mit Netzen nicht beikommen kann. Dies neuartige Fahrzeug, durch dessen ganze — 30 Meter betragende — Länge ein 60 Zentimeter starkes Rohr läuft, fährt man in einen solchen Schwarm hinein. Durch eine Zentrifugalpumpe wird am Bug eine starke Saugwirkung ausgeübt, die das Wasser mit den darin schwimmenden Fischen in das Rohr zieht, und zwar mit einer Geschwindigkeit von 30 Kilometern in der Stunde. Das Wasser fließt am Heck wieder ab, die Fische bleiben in einem durch Drahtnetze abgesperrten Behälter hängen und werden von dort auf das Begleitschiff geschafft. Die Pumpe fördert in der Minute 33 Tonnen. Nimmt man an, daß davon durchschnittlich 15 Prozent Fische sind, so entspricht das einem Fang von nicht weniger als fünf Tonnen in der Minute, eine Leistung, die sich sehen lassen kann. Bei dieser beträchtlichen Leistungsfähigkeit wird die Fischpumpe besonders beim Fang minderwertiger Fische gute Dienste leisten, die als Fischdünger verwertet und in großen Massen gebraucht werden.

●

* **Gustav Lilienthal und ein Italiener in Schottland.** Unser unverwüstlicher Gustav Lilienthal, der Kamerad seines Bruders Otto, des unvergeßlichen Flugpioniers der jüngsten Zeit, wird in Kürze einen Schwingenflieger im Bau fertig haben. Wir hoffen, daß er an der Schöpfung in seinem einundachtzigsten Lebensjahre ungetrübte Freude hat, und glauben, daß sein Apparat nicht von dem Schicksal jenes Schwingenfliegers ereilt wird, von dem uns eine alte schottische Überlieferung berichtet. Es heißt darin, daß ein nach Schottland verschlagener Italiener am 21. September 1907 einen Flugversuch unternahm. Er hatte sich gewaltige Schwingen gebaut. Das Material waren Adlerfedern. Die Versuche fielen so günstig aus, daß er verkündete, in einem Zuge wie ein Vogel nach Frankreich fliegen zu wollen. Er startete und führte auch einen kurzen Gleitflug aus, stürzte aber unglücklich ab und brach sich ein Bein, obwohl er auf einem gar nicht so harten Misthaufen landete. Schotten gelten als spottlustig und haben ganz sicherlich in diesem Falle nicht mit schmerzenden Sprüchlein zurückgehalten. Vom Mißgeschick verfolgte Luftschiff- und Flugpioniere fanden ja zu allen Zeiten nur selten barmherzige Richter. Dieser Italiener aber erwies sich durchaus nicht als vom Mutterwitz verlassen. Er brachte für das Mißlingen seiner Flugkünste die Behauptung vor: „Ich habe meine Schwingen aus Adlerfedern herstellen wollen. Leider sind auch ein paar Hühnerfedern hineingeraten. Die sind an meinem Unglück schuld; denn sie haben zu großen Drang nach dem Dung gehabt."

●

* **Weibliche Polizei in Siam.** Die Frauenpolizei, die seit anderthalb Jahrzehnten in England eingeführt ist und von dort aus ihre Ausbreitung auch auf zahlreiche andere Länder fand, hat schon seit vielen Jahrzehnten in Siam eine Vorgängerin gehabt. Die Angehörigen dieser Truppe sind allerdings durchweg alt und vielfach sehr häßlich. Sie tragen Uniform, sind aber nicht bewaffnet. Ihr Dienst besteht in der Hauptsache darin, als Torhüter des Frauenpalastes der Königlichen Residenz zu Bangkok ihres Amtes zu walten. Sie folgen jedem Fremden, der den Palast betritt, und bleiben ihm zur Seite, bis er die Residenz verläßt. Sie haben darauf zu achten, daß sich niemand einfallen läßt, mit den königlichen Frauen und Nebenfrauen des Harems in Verbindung zu treten. Männer, die ihr Beruf in den Palast führt, wie Ärzte, Architekten, Handwerker, können sich frei bewegen, während alle anderen sich die Begleitung einiger Polizeiamazonen gefallen lassen müssen. Bei der Rekrutierung dieses Korps begegnet übrigens die Schloßverwaltung nicht geringen Schwierigkeiten, denn der Dienst ist schwer und die Bezahlung mager.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.